

Klaus Harpprecht

Die Glosse:

Ein kleines Traktat über den Kater und Rot-Rot

Keine Chance darf versäumt werden, sich zu bilden, nicht die geringste. Der Zustand der SPD nach dem hessischen Debakel legte es nicht nur dem Autor dieser Zeilen – seit vier Jahrzehnten ein leidend-treues Mitglied des Urvereins der deutschen Demokratie – auf eher bedrückende Weise nahe, vom Kater und vom Katzenjammer der Partei zu reden. Mit dem Blick auf die beiden Protagonisten der traurigen Groteske, die uns die Stichworte Kater und Katze geradezu aufdrängen, forschte der schreibende Genosse im *Kluge*, dem Klassiker unter den etymologischen Wörterbüchern, nach der Herkunft der Metaphern – und siehe da: Sie stammen aus Leipzig. Mithin aus der Heimatregion der sogenannten *Linken*, die dort drüben einst PDS und noch ein bisschen früher SED hieß.

Am Ende des 18. Jahrhunderts bemerkte der vergessene Literat Theodor Gottlieb von Hippel in einem seiner zahlreichen Bücher, dieser oder jener sei »weder von einem physischen noch von einem moralischen Catarrh... befallen«. Diese Zustandsbeschreibung veralteten die sächsischen Studenten in den folgenden Jahrzehnten zum »Kater«, für den man im pfälzischen Weinland ein tieferes Verständnis aufbringt als in anderen Regionen des Vaterlandes; zum Beispiel beobachtete der Endunterfertigte nur dort, dass auf den Herrentoiletten des öfteren Kotzbecken angebracht sind – in der Vorwegnahme jenes Befindens, das zwar vorwiegend, doch nicht ausschließlich männlich genannt zu werden verdient: eben des Katers. Weil die »Katzen«-Metapher nicht nur im Französischen anderweitig vergeben ist, fügte man der weiblichen Version halt den »Jammer« an. Es ist in literatur- und gesell-



Klaus Harpprecht

(1927) Mitherausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war Redenschreiber und Berater von Willy Brandt. Er ist seit langem als Journalist für zahlreiche Zeitungen tätig und seit letztem Jahr Mitherausgeber der *Anderen Bibliothek*. Momentan arbeitet er an einer Biografie über Marion Gräfin Dönhoff.

schaftsgeschichtlicher Hinsicht recht sinnfällig, dass der besagte Schriftsteller Hippel 1792 zwar ein frauenfeindliches Buch über die Ehe verfasst hat, doch nur wenige Jahre danach – zweifellos unter dem Einfluss der Französischen Revolution – in seinem Traktat »Über die Bürgerliche Verbesserung der Weiber« als erster Deutscher für die politische Gleichberechtigung des anderen Geschlechtes plädierte – ein Fingerzeig, der die Genossin Ypsilanti in ihrer leidvollen Lage vielleicht ein wenig zu trösten vermag.

Kater hin, Katzenjammer her: Wenn die Partei wieder halbwegs zu sich gekommen ist, wird es ihr nicht erspart bleiben, über das hessische Satyrspiel noch einmal gründlich nachzudenken. Natürlich ist es nicht damit getan, die passive oder aktive Allianz mit der *Linken* ins Belieben der Landesverbände und der Landtagsfraktionen zu stellen und sie zugleich auf der »Bundesebene« zu tabuisieren. Diese Art von Primitiv-Dialektik werden manche Wähler, deren Grips man besser nicht unterschätzt, als schlecht getarnte Inkonsequenz, wenn nicht als schiere Heuchelei empfinden. Vielleicht muss man die linkslinke Koalition in den Ländern der Ex-DDR und womöglich auch in Berlin seufzend hinnehmen, weil die PDS dort drüben eine Art Heimat-Partei ist – und ihr Erfolg am Ende eine gerechte Strafe für

die zunächst so hochmütige Weigerung der Ost-SPD, ihre Reihen für die Mitläufer von Honeckers Staatspartei zu öffnen. In Berlin wiederum könnte der Schlaukopf Wowereit mit dem kalkulierten Abnutzungseffekt kraft Mitverantwortung Recht behalten – falls er nicht auf den Flügeln seiner Fantastereien von einer rot-roten Kanzlermehrheit ins Nirwana entschwebt. Indes, *Die Linke* im deutschen Westen ist anders. Sie ist die Lafontaine-Partei.

Warten auf den Führungswechsel

Via Bundesrat wirken die Länder an außenpolitischen Entscheidungen mit. Will man's riskieren, dass Ex-Genosse Lafontaine mit seinen ziemlich absurden Vorstellungen von dieser Welt und seiner Verachtung für die deutschen Bündnispflichten die Dienste der Bundeswehr unter der Flagge der Europäischen Union, der Atlantischen Allianz oder der Vereinten Nationen (wo auch immer) zu blockieren versucht? Weiter: Kann sich ein honoriges Mitglied der SPD mit dem Großdemagogen, dem Verfälscher und Fledderer des Erbes von Willy Brandt guten Gewissens auf eine Regierungsbank oder auch nur an einen Wirtshaustisch setzen? Mit dem Verantwortungs- und Parteiflüchtling Oskar gemeinsame Sache machen? Seinen Tritt in die Kniekehlen von Kanzler Schröder auch noch belohnen? Ihm die Rache ver-süßen? Dafür sorgen, dass seine zynisch-opportunistischen Spiele aufgehen? Und dies ausgerechnet jetzt, da bei der ost-deutschen *Linken* erste Schimmer einer Lafontaine-Dämmerung zu erkennen sind – weil die dort drüben zu wintern beginnen, mit welchem Klein-Bonaparte sie es zu schaffen haben (der ihnen beunruhigende Erfolge bescherte, wie der Einzug in drei westdeutsche Landesparlamente beweist)?

Sollte man nicht geduldig genug sein,

bis *Die Linke* den fälligen Führungswechsel vollzogen hat? Wir schätzen zwar den unheiligen Gregor als den talentiertesten Alleinunterhalter der Republik (seit den Glanzzeiten von Harald Schmidt), aber wir sollten dennoch nicht aus den Augen verlieren, dass Gysi an der Verschiebung des gigantischen Vermögens der SED entscheidend mitgewirkt hat – siehe das Buch von Hubertus Knabe und den Vorabdruck in *Cicero*. Moralisch zählt er zur Kategorie der Liechtenstein-Flucht-Kapitalisten. Und Links-Bieder-Bürger Bisky? Er hat immerhin der Bundesrepublik vorgeworfen, sie »delegitimiere« die DDR, die ihn durch die eigene Frau und einen seiner Söhne durch den vertrautesten Freund bespitzeln ließ. Der Frage, was an einem Regime, das sich solcher Methoden bedient, »legitim« sein könnte, schien er sich niemals zu stellen: sie stünde der »Ostalgie« im Wege, die er auf gemütvoll-gemütliche Weise repräsentiert.

In der Tat, der Führungswechsel bei der *Linken* ist überfällig (wie der kluge André Brie von Zeit zu Zeit anzudeuten versucht). Den wenigstens sollten unsere Rot-Rot-Hazardisten abzuwarten versuchen, statt hart arbeitenden Genossen wie Michael Naumann die Wahl zu vermässeln und Genossinnen wie Dagmar Metzger mit dem »Fraktionszwang« heimzuschicken: dem Instrument der Disziplinierung, das allen Parteien unentbehrlich zu sein scheint, obwohl es ein permanenter Bruch der Verfassung ist, die unsere Abgeordneten ihrem Gewissen und keiner anderen Autorität unterwirft (was erst recht für die direkt gewählten Volksvertreter gilt, die unmittelbar von den Bürgern und nicht von der Partei in ihr Amt berufen werden).

Es kann ja sein, dass wir uns auf lange Sicht mit einem Fünf-Parteien-System abzufinden haben. Aber es wäre nur töricht – wie die SPD bitter genug erfahren hat –, wenn wir diese Fatalität nun selber willfährig zu zementieren versuchten. Wer auf

Rot-Rot setzt, treibt *Die Grünen* den Schwarzen entgegen: siehe Hamburg. Als Mehrheitsbeschaffer der CDU (in Konkurrenz und im Wechsel mit den Freidemokraten) könnten sich die Kinder Joscha Fischers leichter den Zugang zu Einfluss, Macht und Pfründen verschaffen. Wer Rot-Rot will, zwingt die SPD zur Preisgabe der magischen Mitte, die Frau Merkel durch das »Mitte«-Schild an jedem Pult ihrer öffentlichen Auftritte gleichsam

als zweiten Parteinamen mit Beschlag belegt hat. Wer sich auf Rot-Rot einlässt, verurteilt die Sozialdemokratie in Wahrheit zur Gefangenschaft in einer Minderheiten-Position. Sie sperrte sie damit wieder in den »Turm der dreißig Prozent«, in dem sie solange verharrte, bis Willy Brandt die Tür zum progressiven, liberal-libertären Bürgertum endlich geöffnet hat. Wer Lafontaine die Hand reicht, kehrt Willy Brandt den Rücken.

Was ist zu tun, damit sich die SPD nicht wieder in den »Turm der 30 Prozent« sperrt? Diese Frage Harpprechts war auch Thema einer Diskussion von Klaus Staeck mit Peer Steinbrück und Wolfgang Thierse im Willy-Brandt-Haus. Das Gespräch fand unter dem Motto »Nichts ist erledigt« zum 70. Geburtstag des Grafikers und Präsidenten der Akademie der Künste statt. Wenn die SPD deutlich mache, so Staeck, dass sie etwas anderes sei und sich so wieder absetze von den anderen Parteien, seien ihre Aussichten gut.



Kulturforum der Sozialdemokratie/Jessica Meier